

Heidrun Kallies, Farrin Rezai

**„Lasst uns die Welt erfinden!“
Migration und Interkulturalität
in Systemischer Beratung**



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar unter
<http://dnb.d-nb.de>

Besuchen Sie unsere Verlage im Internet:

www.alma-marta.de

www.marta-press.de

1. Auflage Mai 2020

© 2020 Alma Marta, Hamburg, Germany

www.alma-marta.de

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Lektorat: Veronika Schimmer, Hamburg

© Umschlaggestaltung: Andreas Imhof, Hamburg,
unter Verwendung eines Fotos von © Siora Photography, unsplash.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-948731-00-7

Inhaltsverzeichnis

Interkulturalität – Was geht uns das an?	7
Warum uns die Themen Migration und eine politische Haltung in sozialen Arbeitsfeldern wichtig sind	22
1. Einleitung	27
2. Systemische Leitgedanken	31
3. Kultur und Migration	43
4. Migration und Kapitalismus	53
5. Migration als Chance	71
6. Gesellschaftliche Veränderungen und Systemische Therapie.....	89
7. Schlussbetrachtungen	99
8. Und die Praxis?.....	103
9. Literaturverzeichnis.....	112

Interkulturalität – Was geht uns das an?

Brigitte Ott, Harald Ott-Hackmann, Heike Schader, Tim Käsegen, Sophie Stern (Lehrtherapeut_innen des PPSB-Hamburg)

Unter dem Titel „Herausforderung Identität“, insbesondere „Herausforderungen Migration/Interkulturalität“ hat das PPSB-Hamburg¹ 2019 ein Stipendium vergeben. Wir haben mit Farrin Rezai und Heidrun Kallies zwei hervorragende Autorinnen gewonnen, deren Arbeit aus unterschiedlichen Blickwinkeln und mit systemischer Perspektive nun vorliegt.

Der Themenschwerpunkt: Immer mehr Menschen verlieren in unserer globalisierten Welt ihre Lebensgrundlagen. Der unerbittliche Kampf um die in absehbarer Zeit zur Neige gehenden Bodenschätze und Energieressourcen führt zu Krieg, Armut, unmenschlicher Ausbeutung und weltweiten Fluchtbewegungen. Wirtschaftliche und kriegerische Inbesitznahme von strategisch wichtigem und fruchtbarem Land sowie Zugänge zu wirtschaftlich interessanten Produktionsmitteln und billigen Produktionskräften führen nicht nur zu ökologischen Zerstörungen, die kaum noch reparabel erscheinen, sondern damit auch zur Vernichtung der Existenzgrundlagen vieler Menschen und zur Vertreibung aus ihren vertrauten sozialen und traditionellen Kontexten. Fundamentale Verletzungen der Menschenrechte sind längst bekannte Folgen.

Der Kampf um ein menschenwürdiges Leben beziehungsweise Überleben stellt neue Herausforderungen an die Identitätsbildung und Flexibilität im Kontext von Migration und In-

¹ Das PPSB-Hamburg bietet seit 1989 Fortbildungen auf der Grundlage systemischen Denkens und Handelns an. www.ppsb-hamburg.de

terkulturalität dar. Im Rahmen dieser gesellschaftlichen Entwicklung findet auch Systemische Beratung² statt, die auf einem wertschätzenden, die individuelle Persönlichkeit stärkenden, konstruktiven, entwicklungsorientierten und selbstgesteuerten Menschenbild basiert.

Was ist im Hinblick auf diese internationale Entwicklung und systemische Haltung in Beratung und Therapie hilfreich? Was muss entwickelt werden um Antworten auf brisante und existentielle Fragen zu entwerfen? Wie können wir mit Systemischer Beratung zur Stärkung grundlegender Menschenrechte, Gleichberechtigung von Geschlechtern, Kulturen und Völkergruppen beitragen?

Die Autorinnen Heidrun Kallies und Farrin Rezai bieten uns in dieser Veröffentlichung eine Reihe sehr hilfreicher und praktisch umsetzbarer Antworten und Lösungen an. Sie haben sich mit ihrem jeweils individuellen, politisch engagierten und kritischen Blick mit diesem anspruchsvollen Themenschwerpunkt in einer sich rasant verändernden Welt auseinandergesetzt. Mit systemisch-konstruktiver Haltung begeben sie sich auf die Suche nach Begegnung und interkulturellen Perspektiven, die sie durch ihre kooperativen Dialoge und ihre Zusammenarbeit vorbildhaft selbst erzeugen. Farrin Rezai mit der interkulturellen Perspektive und Erfahrung einer Geflüchteten, Heidrun Kallies mit dem Blick einer interkulturell Begegnenden und Beraterin. Beide zeigen uns, wie Begegnung möglich werden kann in einer herausfordernden Welt und wie dies ganz praktisch umsetzbare Lösungen sowie künftige Utopien produzieren kann – und das nicht nur in Systemischer Beratung.

Denn Überleben in einer sich stark wandelnden Welt setzt unseres Erachtens nach eine neue Haltung voraus, die an Mitmenschlichkeit, Ressourcenschutz, Nachhaltigkeit, Teilhabe

² Der Begriff Systemische Beratung bezieht sich auf Fachleute, die nach der Fortbildung "Systemische Beratung" in den unterschiedlichsten Arbeitsfeldern Beratungen anbieten auf der Grundlage systemischen Denkens und Handelns.

und Kooperation orientiert ist, um zerstörerischen Kräften, die Rassismus, Gier, Ausbeutung, Verschwendung, ökologische Zerstörung, Krieg und Egoismus in immer zugespitzterer Form zum Ziel haben, etwas entgegenzusetzen.

Wir hatten in unserem Institut schon einige Mottos, wie „Wer bin ich – Herausforderung Identität?“, „Wer sind wir – Herausforderung Gesellschaft?“ oder „Lasst uns die Welt erfinden – Herausforderung konstruktive Utopien?“. Alle Fragestellungen haben phantastische Begegnungen, Dialoge und Ideen eröffnet. In diesem Zusammenhang entstand auch die Idee, ein Stipendium zu dem beschriebenen Thema zu vergeben.

Passend erschien uns in diesem Zusammenhang auch das Vorwort in interkultureller Form aus unserem Team heraus zu verfassen. Jede und jeder sollte aus einer ganz persönlichen Sicht darstellen, was sie oder ihn mit diesem Thema verband und herausforderte.

Interkulturalität – Was geht mich das an?

Brigitte Ott

Wer bin ich? Ich bin auf den ersten Blick betrachtet im interkulturellen Kontext eine weiße privilegierte Frau mit guter Bildung und existentiell abgesichert. Wenn ich tiefer blicken lasse, habe ich mich in der Frauenbewegung stark engagiert. Ökologie und Internationalismus waren selbstverständliche politische Engagement-Felder für mich angesichts von Atomkraftgefahr und Kriegen wie Vietnam oder dem permanenten Risiko des „Kalten Krieges“ weltweit. Dazu wäre vieles zu sagen, doch das würde an dieser Stelle den Rahmen sprengen. Entscheidend war für mich die Suche nach Gerechtigkeit, gerechte Verteilung der Güter, Antirassismus, friedliches Zusammenleben, Respekt und Wertschätzung der unterschiedlichen Ressourcen, die dieses ermöglichen sowie das Erarbeiten von

Nachhaltigkeit. Leider gab es wenige gute Vorbilder und Utopien für diesen Gesellschaftsentwurf und bereits bestehende entpuppten sich als nicht brauchbar oder gar korrupt. So machte ich mich auf die Suche nach einer konstruktiven Haltung in dieser Welt. Ich fand sie mit dem neuen Paradigma des Radikalen Konstruktivismus, der die Konstruktion von Wirklichkeit mit der Beobachter_innenperspektive, den sozialen Systemen, der Lösungskonstruktion, mit Wertschätzung und Respekt und vielem anderen mehr verband. Dieses Paradigma setzte ein neues Menschenbild voraus. Und das gefiel mir außerordentlich und passte hervorragend zu dem, was ich suchte. Alle Themen ließen sich damit lösungsorientiert und konstruktiv bearbeiten – auch das hier vorliegende interkulturelle Thema.

Wenn ich noch tiefer blicken lasse, gibt es weitere Antworten auf die interkulturelle Frage, wer ich bin. Ich komme aus einer Flüchtlingsfamilie und habe sehr viel mit dem bearbeiteten Thema zu tun. Das könnte ein weiteres Motiv für mein Engagement sein.

Die Familien meiner Eltern kommen aus Danzig und Bublitz, heute Polen, und mussten gegen Ende des Zweiten Weltkrieges aus ihrer Heimat flüchten. Sie kamen in ein Aufanglager nach Schleswig-Holstein, wo sie nicht willkommen waren. Sie galten lange als die „Auswärtigen“, die den Einheimischen in den damaligen Notzeiten alles wegfutterten und ihnen zusätzlich auf der Tasche lagen. Mein Opa väterlicherseits war engagierter Sozialdemokrat und kämpfte gegen den Nationalsozialismus, konnte jedoch nicht verhindern, dass sich zwei seiner Söhne mit wehenden Fahnen zum Kriegsdienst meldeten. Immerhin blieb sein jüngster Sohn, mein Vater, an seiner Seite und war ebenfalls Zeit seines Lebens überzeugter Sozialdemokrat. Später erkannten die beiden Söhne die Tragik ihrer Entscheidung und begeisterten sich für die sich neu konstituierende sozialistische Deutsche Demokratische Republik (DDR). Als das korrumpierte, freiheitsberaubende System scheiterte, brachte sich ein Sohn um. Er verkräftete den zweiten

Irrtum nicht. Der andere wandte sich dem kapitalistischen Westen zu, den er zuvor noch bekämpft hatte.

Eine Flucht nach der anderen könnte ich sagen. Es gibt viele Erfahrungen mit unterschiedlichen Fluchtgründen: aus Kriegs- und Krisensituationen, aus politischer Motivation und Verfolgung heraus, aus existentieller Not, aus Identitätsverlust usw. Und es gibt auch viele Erfahrungen mit feindseligen Reaktionen in der neuen „Heimat“, aber auch mit hilfreichen, empathischen Menschen, die kooperativ, an gemeinsamen Lösungen und Weiterentwicklung interessiert, Begegnungen ermöglichen haben. Sie hatten eine Haltung von „Zukunft geht nur gemeinsam“ und „wir können voneinander lernen und uns gegenseitig helfen und weiterentwickeln“. Das war eine wertvolle Erfahrung, die ihre Früchte in der nächsten und übernächsten Generation trug.

Während ich, die abweisende Haltung im Gepäck meiner Familiengeschichte, noch zornig nach Gerechtigkeit suchte, aber schon Zugang zur Nachbarschaft, Wirtschaftswunder und Integration im Bildungssystem erlebte, hat meine Tochter heute internationalen Zugang zur Welt und Freund_innen in Asien, Europa, Lateinamerika, Nordamerika und Afrika. Für sie ist die Welt kleiner und vielfältiger geworden. Sie kann von Diversität und ungeheuren menschlichen Ressourcen profitieren – wie wunderbar. Doch sie macht sich auch heute die größten Sorgen um die Zukunft unserer Welt, um unsere Lebensgrundlagen, um die gerechte Verteilung der vorhandenen Ressourcen, um den Frieden in der Welt und um die Nachhaltigkeit in jeder Hinsicht. Sie macht sich viele Gedanken über die Zukunftsperspektiven, wenn sie über das aktuelle Handeln der verantwortlichen Politiker_innen und Wirtschaftsmächtigen dieser Welt nachdenkt.

Wir wissen in zweiter und dritter Generation etwas über Fluchtgründe und Fluchtfolgen, das ist einerseits schwer und andererseits hilfreich zugleich, aber wir wissen noch nichts darüber, was passiert, wenn unsere Erde nicht mehr reparabel ist

und Gebiete aufweist, die unbewohnbar sind, in denen kein Leben mehr existieren kann. Welche Fluchtbewegungen wird es dann geben und wie kommen wir mit den Folgen klar? In Systemischer Beratung und Supervision sind wir schon heute mit den Themen konfrontiert und können sie zum Teil noch individuell bearbeiten oder in Fortbildungen schulen. Aber meines Erachtens nach wird das so bald nicht mehr möglich sein.

Damit bin ich auch schon bei dem zweiten Motto – „Wer sind wir – Herausforderung Gesellschaft?“. Wir können diese Aufgaben nicht mehr alleine lösen, indem wir uns durchschlagen, anpassen oder auch einzeln hier und dort engagieren. Wir müssen uns bewusst werden, dass wir diese großen Aufgaben nur gemeinsam bewältigen können. Es wird immer wichtiger, darüber in einen kooperativen Dialog zu treten, diesen zu verbreiten und gemeinsam nach pragmatischen Lösungen zu suchen. Bewegungen wie die der Schüler_innen „Fridays for Future“ geben uns gute Vorlagen, was zu tun ist. Verantwortungsvolle Wissenschaftler_innen statten uns mit wertvollen Informationen aus. Also zögern wir nicht weiter und packen die Fragen unserer Zeit konstruktiv und mit systemischer Haltung an! Auch aus diesem Grund finde ich die vorliegende Arbeit sehr hilfreich. Sie bietet gute Vorlagen, wie Begegnung gelingen kann – in Beratung und anderswo.

Also komme ich zum finalen Motto „Lasst uns die Welt erfinden – Herausforderung konstruktive Utopien?“. Wir brauchen ein neues Menschenbild, das nicht an Leistungsfähigkeit in Verbindung mit Wohlstand und Gewinnmaximierung orientiert ist, sondern an Verantwortungsübernahme für unsere Existenzgrundlagen, dem entsprechenden Wissen dazu, Gemeinschaft und Nachhaltigkeit. Wir brauchen eine globale Haltung, die unseren Planeten ganzheitlich wahrnimmt und nach globalen Zukunftslösungen für globale Probleme sucht.

Wir müssen wegkommen von einem nationalistischen und rassistischen Denken in Ländern, Grenzen und Regionen. Akkumulation von Kapital, Profitgier, Egoismus, Zerstörung der

Ökologie, Vertreibung, Verteilung der Ressourcen in unverantwortlicher Weise auf wenige Superreiche oder einzelne Volkswirtschaften wie China können keine Zukunftsoptionen sein. Die Erde – unsere Welt – gehört allen Menschen, die darauf leben, und künftigen Generationen. Sie kann nicht von einer gierigen Generation in unverantwortlicher Weise zerstört werden. Das sollten wir nicht zulassen. Also ist es von immenser Bedeutung und eine wunderbare, uns alle bereichernde Aufgabe, dass wir uns interkulturell begegnen, uns austauschen zu diesen wichtigen Fragen unserer Zeit und handlungsorientierte Utopien erfinden, die das Leiden von flüchtenden Menschen erst gar nicht entstehen lassen. Lasst uns präventive Maßnahmen ergreifen und mit radikal konstruktiver Haltung in die Welt gehen.

Lasst uns die Welt erfinden!

Interkulturalität – Was geht mich das an?

Harald Ott-Hackmann

Aus systemischer Sicht denke ich sofort an die Aussage von Kurt Ludewig auf einer Veranstaltung des PPSB. Er sagte auf die Frage: „Was ist systemisch?“, sinngemäß: Systemisch ist ein Versuch, das „Miteinander-in-Wirkung-treten“ von mindestens zwei unterschiedlichen Elementen eines gemeinsamen Ganzen zu beschreiben. „Interkulturell“ könnte demnach eine Beschreibung sein, die mindestens zwei Elemente in ihrer kulturellen Entwicklung innerhalb eines sozialen Systems beschreibt. Ein Beispiel dafür könnte sein: Zwei Menschen beschreiben ihre Beziehung, in der sie den Versuch unternehmen, die beiden Kulturen ihrer jeweiligen Herkunftsfamilien miteinander zu einer neuen Familienkultur zu entwickeln, die wiederum gültig ist für eben dieses Paar und vielleicht zukünftig für die Nachkommen aus dieser Beziehung. Interkulturalität

wird von uns immer als ein dialektisch orientierter Prozess gesehen. Mindestens zwei unterschiedliche kulturell orientierte Sichtweisen der Welt gehen eine Beziehung ein. Sie gestalten einen Prozess, der immer wieder neue Synthesen ermöglicht. So kann sich Gesellschaft entwickeln und den sich ändernden Lebensbedingungen des jeweiligen Kontextes anpassen und im Erfolgsfall das Überleben sichern. Die beiden Kolleginnen haben in diesem Buch diesen Prozess auf gesellschaftlicher Ebene mit dem Hintergrund einer besonderen historischen Situation und der besonderen Situation einer Fluchtbewegung hervorragend analysiert. Fragen, die das systemische Mitgliedskonzept betreffen, wie zum Beispiel: „Wer gehört dazu?“ oder „Wie sind die Grenzen des Machbaren organisiert?“ kommen genauso zum Zug wie die Fragen, die die Struktur und Machtverhältnisse der Mitglieder solcher Systeme angehen. Die interkulturelle und deshalb systemische Sichtweise ist aus der Sicht des PPSB-Hamburg unerlässlich in einer Zeit, in der weltweite Fluchtbewegungen expandieren. Die Menschen sind auf der Suche nach Lebensräumen. Sie setzen sich in Bewegung, tragen ihre kulturellen Ideen in sich und begegnen anderen Menschen aus anderen Kulturen. Sie sind auf der Suche nach Möglichkeiten, ihre pure Existenz sichern zu können. Interkulturelle Begegnungen und Entwicklungen werden die Themen der nächsten Generationen sein. Abschottung, wie es die Traditionalist_innen, die Ewiggestrigen in unserer Kultur anstreben, wird nicht hilfreich und – zum Glück – auch nicht möglich sein.

Interkulturalität – Was geht mich das an?

Heike Schader

Mit dem Thema Interkulturalität haben vermutlich viele Menschen Berührungspunkte. Manche dieser Erfahrungen

scheinen nahezu vergessen zu sein. Ein Blick in die eigene Familiengeschichte unter den Foki: Kulturwechsel, Flucht, Vertreibung und Anderssein ist dabei sehr interessant und oft erstaunlich, wie vielfältig die familiären Erfahrungen zu den Themen sind. Die Vorfahren meiner Mutter kommen aus Frankreich, sie waren Hugenotten und mussten aufgrund ihres Glaubens das Land verlassen. Meine Großmutter wiederum floh mit meiner Mutter Ende der 1950er Jahre aus der DDR in die BRD, bevor die Grenze endgültig geschlossen wurde, lediglich mit einem Koffer, in dem sie nur unverdächtige Dinge transportierten, damit ihre Fluchtabsicht nicht aufflog. Ihr Hab und Gut blieb „drüben“. Der Kontakt zu den dortigen Verwandten brach vorerst ab und beschränkte sich später auf Briefe. Aus alltäglichen Kontakten wurden rare, gefilterte und ausschließlich schriftliche Berührungspunkte. Ich habe gelernt, wie wichtig es ist, Geschichten zu erzählen, um sich gegenseitig immer wieder zu versichern, dass es diese Zeit gab. Das Erzählen war aber auch wichtig, um die Erinnerung mit den neuen Erfahrungen abzugleichen und gegebenenfalls weiterzuentwickeln. Die Methode der Familienskizze, die im PPSB-Hamburg entwickelt wurde, greift die Idee auf, dass es in der eigenen Familienhistorie immer auch Potentiale gibt für die Fragen, die uns heute beschäftigen.

Kulturelle Identität findet nicht nur im Kopf statt, sondern im ganzen Körper. Kulturelle Prägungen können weitergegeben werden, ohne dass die Menschen in der gleichen Kultur aufwachsen. So verbinde ich mit bestimmten Speisen tiefe Zufriedenheit. Speisen, die es „im Westen“ eigentlich nicht gibt, die ich aber als Kulturgut meiner Großmutter mitbekommen habe. Viele Menschen verbinden mit bestimmten Gerüchen auch bestimmte Gefühle. Das können Gerüche sein, die in einer Familie, in einer Gruppe oder auch in einer Kultur verankert sind. Bei Menschen, die nicht aus diesen Systemen kommen, können diese Gerüche etwas völlig anderes auslösen, zuweilen

sogar Übelkeit. Menschen, die in der zweiten oder dritten Generation in einem anderen Land und/oder einem anderen Kulturkreis aufwachsen, als ihre Großeltern oder Eltern, müssen Erfahrungen aus beiden Kulturen verarbeiten. Das birgt ein hohes Potential an Vielfalt, birgt aber auch die Gefahr der Nicht-Zugehörigkeit.

Meine Mutter musste im „goldenen Westen“, wie es damals hieß, die Erfahrung machen, dass das, was sie gelernt hatte (sie war bereits 17 Jahre alt und stand kurz vor dem Abitur), als nicht richtig erachtet wurde. Ihr begegnete Misstrauen und der Vorwurf, dass sie lügen würde. Die Ideale, die ihr beigebracht wurden, waren im Westen nichts wert. Ihre Wahrnehmungen und Überzeugungen wurden aufs Tiefste erschüttert. Für mich als Systemikerin bedeutete es, dass die Gefühle, Aussagen und Lösungsmöglichkeiten anderer absolut passend sein können, auch wenn ich es nicht nachvollziehen kann, es nicht verstehe und ganz anders handeln würde. Meine Aufgabe ist es, durch meine Fragen dazu beizutragen, dass mein Gegenüber etwas Passendes für sich entwickelt.

Das Gefühl, anders zu sein, sich fremd zu fühlen, ist mir ebenfalls bekannt. Seit ich denken kann, passe ich nicht in gesellschaftlich vorgesehene Rollen. Für meine Eltern war das meist kein Problem. Doch für mich war deutlich, dass ich nicht dazu gehöre, dass der Weg vom Rand ins Aus kurz sein kann und dass es im Zweifelsfall wichtig ist, Verbündete zu haben. Auch in der pädagogischen Arbeit in Beratung und Therapie geht es für die Menschen, die Hilfe suchen, häufig um die Sorge vor Ausschlüssen. Ausschluss aus einer religiösen Gemeinschaft, aus einer kulturellen Gruppe, aus der Nachbarschaft oder der Familie.

Neben der Erforschung eigener Erfahrungen in Bezug auf Interkulturalität ist es auf der anderen Seite ebenso wichtig zu überprüfen, welche Erfahrungen, welche Angebote und welche Bilder präsentieren wir den Menschen, die zu uns kommen. Eine Frau aus dem Senegal hat mir einmal erzählt, dass sie am

Anfang in Deutschland ihre Informationen über Land und Leute hauptsächlich aus dem TV bezogen hat. Ihre Skepsis und ihre Ängste, auch in Bezug auf ihre Kinder, wurden beim Anschauen von Reality-TV-Shows immer größer. Wir sind aufgefordert, uns immer wieder zu überprüfen: Sind unsere Angebote passend? Zeigen wir das, was uns wichtig ist? Ist das, was in unserem Land präsentiert wird, eigentlich das, was mir selbst wichtig ist? Entwerfen wir andere Bilder? Ermutigen wir Menschen dazu, neue Erfahrungen zu machen?

Interkulturalität – Was geht mich das an?

Tim Käsgen

Als Systemiker_innen beschäftigen wir uns meiner Meinung nach permanent mit dem Thema Interkulturalität. „Wie komme ich auf diese Idee?“, könnte jetzt eine berechtigte Frage sein. Im radikal-konstruktivistischen Denken gehen wir davon aus, dass der Mensch als sich mit seiner Umwelt und seinem Kontext auseinandersetzendes Wesen einen einmaligen, individuellen Blick auf die Welt konstruiert. Es gibt nicht die eine, allgemeingültige Wahrheit – die kooperativ konstruierte Welt ist eine Zusammensetzung von Multiversalität. Kultur ist in einem Definitionsversuch als das zu verstehen, was der Mensch selbst geschaffen hat – im Unterschied zu der Natur. Da Menschen dies individuell tun und wir als Systemiker_innen daran interessiert sind, die unterschiedlichen Konstruktionen miteinander in Kommunikation zu bringen, zu verhandeln, ist aus meiner Sicht der Begriff der Interkulturalität ein mögliches Synonym für systemisches Denken und Handeln und untrennbar miteinander verbunden. Eine „gleiche“ Beobachtung, Wahrnehmung der Welt bleibt eine Illusion – wir sind immer mit unterschiedlichen Kulturen beschäftigt. Dies ist manchmal ganz

besonders deutlich zu erkennen, wenn unterschiedliche Glaubenskonstruktionen, Herkunftsgebiete oder andere, „leicht“ zu beobachtende Unterschiede sichtbar werden. Aber auch die Begegnung zweier Menschen, die sich sehr ähnlich zu sein scheinen, ist Interkulturalität. Interkulturalität ist also im systemischen Sinne allgegenwärtig. „Wir alle sind“, so sagte kürzlich die Friedensaktivistin Prof. Sumaya Fahrrad-Naser auf einer Veranstaltung im PPSB, „komische Menschen“. Anders gesagt: Wir tragen alle den Schatz der individuellen Kulturalität in uns. Wir möchten gerne zu der Entscheidung ermutigen, dies als Wert zu betrachten und nutzbar zu machen.

Wir sind gesellschaftlich herausgefordert, uns mit Unterschiedlichkeit auseinanderzusetzen. Manchmal ist diese Auseinandersetzung sehr anregend und bereichernd, manchmal ist sie sehr schwierig, wenn die Ideen die Grenze eines gemeinsamen Ganzen überschreiten – wenn es Ideen gibt, die menschenverachtend, ausbeutend, zerstörerisch sind. Aber auch und gerade an diesen Stellen bedarf es einer Auseinandersetzung. Wenn wir dem Motto „Lasst uns die Welt erfinden“ folgen und neue Formen menschlichen Zusammenlebens konstruieren wollen, dann darf es keine Ausgrenzung oder Abweisung geben. Wir müssen hören, sehen und erkennen, was der Gesellschaft und dem Planeten Erde guttut – und das ist eine Erkennung und Anerkennung von kulturellen und natürlichen Ressourcen, mit denen wertschätzend umgegangen werden muss. Es ist das Erkennen und Anerkennen, dass allen Menschen zugetraut wird, etwas Wichtiges zu sagen und beizutragen. Und dass die Aufgabe mit höchster Priorität, die Sicherung des Überlebens für uns, vor allem aber für zukünftige Generationen ist. Dies ist die Aufgabe derer, die die heutige Welt gestalten – die Politik und die Wirtschaft als Globalsysteme, aber auch wir alle. Um den aktuellen und zukünftigen Herausforderungen gegenüberzutreten zu können, braucht es Mut, Kreativität und Veränderung – es braucht Utopien, die wir in interkulturellen Denkräumen zusammen entwickeln können. Das PPSB Hamburg stellt hierzu

mit dem Konzept ProChange einen hilfreichen Ansatz zur Verfügung, um mit dem Spannungsfeld von Reproduktion und Veränderung in Beratung und Supervision arbeiten zu können und möchte ein Denken in und an Veränderung ermöglichen, um neue Antworten auf die Fragen, die das Leben uns stellt, zu erzeugen. Darüber hinaus braucht es Menschen, die klar Position beziehen, um Themen zu platzieren, die Widersprüche benennen und diskutieren. Deutlich wird das aus meiner Sicht am Thema der Klimaveränderung – auch ein interkulturelles Thema, bedenkt man, dass sich auf Grund der Klimaveränderungen interkulturelle Beziehungen zwischen Menschen entwickeln werden, die jetzt vielleicht noch weit voneinander entfernt leben. Und diese Menschen, wie zum Beispiel die Klimaaktivistin Greta Thunberg und die Meeresbiologin Prof. Antje Boetius und viele weitere brauchen Menschen, die sie unterstützen. Ich als Individuum muss mich immer wieder überprüfen und der Verantwortung stellen, dass auch ich Kontextbestandteil dieser Gesellschaft bin und durchaus Möglichkeiten habe, die Welt mitzugestalten und an Veränderungen mitzuwirken. Das gelingt, indem wir deutlich kommunizieren, was dem Planeten Erde gesellschaftlich und „natürlich“ guttut und was nicht guttut. Hass, Ausgrenzung, Ausbeutung und die Zerstörung unserer Existenzgrundlage, der Erde, dürfen keinen Platz haben und müssen sofort gestoppt werden. Lasst uns unsere Interkulturalitäten deutlich machen, Position beziehen und dadurch ermöglichen, dass Kommunikation entstehen kann, die Unterschiede stehen lassen kann und dennoch auf der Suche nach Verbindendem bleibt. Vielleicht gelingt es dann, auch das Unterschiedliche als das Verbindende betrachten zu können. Das vorliegende Ergebnis der beiden PPSB-Stipendiat_innen leistet dazu einen wichtigen Beitrag. Es macht deutlich, dass Interkulturalität uns alle angeht!

Interkulturalität – Was geht mich das an?

Sophie Stern

1992 war ich in der Oberstufe in einer Kleinstadt am Niederrhein. Eher zufällig landete ich eines Nachmittags bei einer Veranstaltung eines lokalen Vereins, der seit den 1980er Jahren geflüchtete Menschen unterstützt, vor Ort anzukommen. Eine geflüchtete Frau aus einem afrikanischen Land erzählte, wie wichtig für sie vor Ort die Menschen geworden waren, die sie willkommen geheißen hatten. Denn zuvor hatte sie hier in Deutschland vor allem Ablehnung und Schwierigkeiten erlebt, sowohl sozial, als auch in der Begegnung mit Behörden. Diese Begebenheit hat mich damals sehr berührt. In der gleichen Veranstaltung wurde von Diskussionen und Gesetzesvorhaben berichtet, welche das Ankommen und Hierbleiben für Asylsuchende noch weiter erschweren sollten. Nur ein Jahr später sollten sich diese Sorgen bewahrheiten – in Form des sogenannten „Asylkompromisses“.

Für mich macht das Stipendium am PPSB Menschen rund um Flucht und Interkulturalität sichtbar und will die Arbeit fachlich unterstützen. Gerade in Zeiten des Gegenwindes ist das umso wichtiger. Wir müssen uns positionieren. Denn Menschen flüchten nicht einfach nur so, sondern aus massiven existentiellen Nöten. Zu flüchten, die Heimat zu verlassen, seine sozialen Netze zu zerreißen, mit der existentiellen Gefahr im Rücken, ist sehr schwierig.

Völlig neu zu beginnen fällt vielen Menschen schwer. In einem anderen Land, einer anderen Kultur mit all den Unterschieden, ist das bestimmt eine besondere Herausforderung. In meinen Augen ist es unsere Pflicht, Menschen in Not zu helfen und zu unterstützen. Es ist unsere Pflicht als Menschen. Aber auch unsere Pflicht in der privilegierten Situation, in der wir uns in Deutschland befinden. Unsere Privilegien sind nicht unabhängig vom Leid der Menschen rund um die Welt – alles hängt mit allem zusammen. Menschen brauchen aber nicht nur

die Möglichkeit, herzukommen. Sie brauchen helfende Hände, die Unterschiede wertschätzen und Brücken bauen.

Mit einer systemischen Haltung wird die Begegnung auch für Helfer_innen eine auf Augenhöhe zwischen Menschen. Menschen verschiedener Kulturen versuchen einander zu verstehen, lernen voneinander und können sich gemeinsam entwickeln.

Warum uns die Themen Migration und eine politische Haltung in sozialen Arbeitsfeldern wichtig sind

Farrin Rezai, Heidrun Kallis

*...aber das Leben stößt einen
immer wieder in die Politik*

Stefan Heym

Farrin Rezai:

Ich war auf der Suche nach einer sicheren neuen Heimat 1986 als politisch Verfolgte aus dem Iran nach Deutschland gekommen. Ich bin aus meinem Geburtsland geflüchtet, in dem ein diktatorisches System herrschte und in dem man zusätzlich als Frau mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die hierzulande vermutlich kaum vorstellbar sind. Ich weiß aus Erfahrung, was es bedeutet, alles hinter sich lassen zu müssen, um eine Chance auf ein selbstbestimmtes Leben zu bekommen. Und ich weiß auch, wie schwierig es ist, sich ganz neu orientieren zu müssen in einem zunächst fremden Land. Ich musste eine neue Sprache lernen und mich auf die Anforderungen hierzulande einstellen. Ich hatte zwar eine gute Schulausbildung, aber da mein Abitur hier nicht anerkannt wurde, musste ich mein Fachabitur nachholen, um beruflich Anschluss finden zu können. Mein Einstieg in die Arbeitswelt erfolgte als Bürohilfskraft bei einer deutsch-ausländischen Begegnungsstätte in einem kulturell bunten Stadtteil, in der hauptsächlich Menschen mit Migrationshintergrund beraten wurden.

Ich habe danach eine Erzieherinausbildung gemacht, im Anschluss daran studiert und einen juristischen Studienabschluss erworben. Anschließend habe ich als Quereinsteigerin im sozialpädagogischen Bereich zu arbeiten begonnen und darüber das Institut PPSB kennengelernt. Da mir das Konzept und überhaupt die systemische Sicht sehr gefallen haben, habe ich mich entsprechend beruflich fortgebildet zur Systemischen Therapeutin.

Inzwischen bin ich schon länger in Deutschland, als ich es in meinem Geburtsland war. Aber aufgrund meiner eigenen Erfahrungen habe ich natürlich einen besonderen persönlichen Bezug und ein thematisches Interesse am gesellschaftlichen Phänomen Migration.

Aus meiner Sicht eignet sich das Thema Migration sehr gut für eine Betrachtung aus systemischer Perspektive. Denn bei Migration handelt es sich um ein gesellschaftliches Phänomen, das nach meinem Verständnis seine Ursachen in der Gesellschaft hat und von dem die Gesellschaft meines Erachtens profitieren kann. Voraussetzung dafür wäre allerdings, dass die vorhandenen Ressourcen wahrgenommen werden und Vorbehalte nicht den Blick dafür versperren.

Sind es nicht gerade auch Veränderungen, die neue Möglichkeiten und Chancen bieten? Wie können wir Vorbehalte und Vorurteile überwinden, um die neuen Möglichkeiten und sozialen Chancen als Gesellschaft wahrzunehmen?

Migration ist ein Teil meiner Vergangenheit, aber auch ein Teil meiner beruflichen Tätigkeit. Unmittelbar nach den Flüchtlingsbewegungen 2015 habe ich ehrenamtlich mit Migrantinnen und Migranten gearbeitet, war diesen Menschen und deren Schicksalen sehr nah. Das hat mich sehr berührt. Das war auch einer der Gründe dafür, warum ich mich auf das ausgeschriebene Stipendium, das letztendlich das facettenreiche Thema Migration betrifft, beworben habe. Denn vor allem die systemische Sichtweise bietet eine besondere Perspektive und

fasst die Problematiken der Betroffenen, aber auch ihre Ressourcen ins Auge. Zugleich bot sich mit der Ausarbeitung zum ausgeschriebenen Stipendium für mich die Möglichkeit, meine eigenen Erfahrungen als ehemalige politisch Verfolgte in die Arbeit einfließen zu lassen.

Wir richten unseren Fokus auf das Thema Migration als gesellschaftliches Phänomen und setzen uns mit diesem Phänomen und dem Umgang der Gesellschaft damit auseinander. Daher soll diese Art der Betrachtungsweise und die Wahrnehmung des Phänomens Migration reflektiert und hinterfragt werden.

Uns war es wichtig, in dieser Arbeit die wirtschaftlichen und politischen Veränderungen und Herausforderungen zu berücksichtigen, mit welchen die Gesellschaft konfrontiert ist. Dabei mag es auch um eine Suche danach gehen, was für den Zusammenhalt in der Gesellschaft wichtig ist, nämlich die Suche nach Toleranz und Solidarität. Diesen Aspekt werden wir genauer betrachten.

Migration ist nach unserer Auffassung kein neues politisches Problem, sondern ein wieder aktuell gewordenes Phänomen, das in unserer Gegenwart und Gesellschaft auf unterschiedliche, manchmal sogar auf widersprüchliche Weise thematisiert und diskutiert wird.

Heidrun Kallies:

Kann Soziale Arbeit, in welchem Tätigkeitsfeld auch immer, ohne Politik gedacht werden? Ich sage: Nein!

Können sich gesellschaftliche Veränderungen einstellen ohne politische Haltungen und Handlungen? Ich sage: Vielleicht!?

Manchmal stelle ich mir selbst die Frage, woher meine politische Leidenschaft kommt und finde keine einfache, schnelle Antwort. Ich denke, Aufwachsen in der DDR, einen Staatszusammenbruch und dessen Auswirkungen auf ein Land und die

vielen persönlichen Schicksale zu erleben, waren entscheidende Faktoren und prägten die Erkenntnis, dass Krisen nur mit Anerkennung und Solidarität gemeistert werden und historische Ereignisse reflektiert und aufgearbeitet werden müssen, um Individuen zu befähigen, sich zu emanzipieren und zu partizipieren.

Entscheidenden Einfluss auf mein politisches Bewusstsein hatte die Zusammenarbeit mit zahlreichen minderjährig geflüchteten Jugendlichen, die ihre Ansichten, ihre Fluchterfahrungen, ihre Gastfreund_innenschaft und ihre Kochkünste mit mir teilten. Ganz tief in mir reifte der Gedanke, dass nur die Öffnung von Menschen und Gesellschaften, getragen von dem Menschenrechtsgedanken, zu einem fairen, unterstützenden, heilsamen Miteinander führen kann.

Als Frau sozialisiert zu werden und immer wieder an den Weiblichkeitsanforderungen dieser Gesellschaft zu scheitern und von ihnen eingeengt zu werden, führte mich zu dem Schluss: „Ich mach da nicht mehr mit.“ Ich möchte, dass Menschen auf Augenhöhe miteinander agieren können – ausnahmslos. Wir können lernen, auf Be- und Abwertungen genauso zu verzichten wie auf Hierarchien. Wir können Macht, statt Strafen und Unterdrückung, nutzen, um zu schützen und gemeinsam zu gestalten.

Letztlich bin ich zutiefst dankbar für jede Begegnung mit all den wundervollen Menschen, die sich tagtäglich engagierten und engagieren für ein Leben in Freiheit für alle Menschen, unabhängig von ihrer sozialen und/oder ethnischen Herkunft, ihres Geschlechts, ihrer sexuellen Orientierung und der Beschaffenheit ihrer Körper – ich bin ihnen in Büchern begegnet, in U-Bahnen, auf Tagungen, in Seminaren, in Cafés, auf der Straße, in Filmen, mittwochs in der Theaterprobe, in meinen Träumen! Mit ihnen zu lachen, zu weinen, zu nörgeln (und immer wieder zu nörgeln), zu diskutieren, Kraft zu tanken, zu reflektieren, zu phantasieren, zu politisieren ist Quelle meiner Lebensenergie, meines Engagements, meines Charakters!

Möchte ich meine Erkenntnisse, Privilegien, meine Diskriminierungserfahrungen und meine Kraft nutzen, um für Rechte und Freiheit zu kämpfen, die jeder und jedem von uns zusteht?

Ich sage: Ja!

Ich sage: Solange ich kann!

Ich sage: Es geht gar nicht anders!

1. Einleitung

Heidrun Kallies³

*Das Schauspiel der Massenmigration
lenkt den Blick unweigerlich auf die Grenzen,
jene porösen und verletzlichen Membranen,
an denen das Konzept der Heimat
als von Fremden bedroht erlebt wird.*

Toni Morrison

Die Welt verändert sich in rasendem Tempo, die Digitalisierung hat das Generationen-Verhältnis auf den Kopf gestellt: Kinder und Jugendliche wissen in manchen Bereichen sehr viel mehr als die Erwachsenen und manchmal fällt es schwer, einander zu verstehen. Eine globalisierte Welt erhöht die Komplexität der Lebensrealitäten und fordert von Einzelnen und von allen gemeinsam einen Umgang damit. Die Beziehungen verändern und erweitern sich; und manchmal reduzieren und verdichten sie sich, aus einem Bedürfnis nach Sicherheit und Zugehörigkeit. Den Rahmen bildet eine kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, die bestimmte Zwänge mit sich bringt. Nach wie vor wird Arbeit konstruiert als Weg zu Sinnhaftigkeit und sozialer Teilhabe. Kompetenz zu erleben, ein Teil eines Teams zu sein oder sich mit dem Lohn einen

³ Da migrantische Perspektiven in der deutschen Fachliteratur zumeist unterrepräsentiert sind, haben wir uns entschieden, die Kapitelüberschriften mit unseren jeweiligen Namen zu versehen. Wir wollen damit Sichtbarkeit und Transparenz fördern. So wird deutlich, ob aus der migrantischen oder *weißen* Perspektive geschrieben worden ist. Farrin Rezai hat nicht nur einen Migrationshintergrund, sondern Fluchterfahrungen, die auf ihre Sichtweisen und Analysen Auswirkungen haben. Mein Wissen beruht neben theoretischen Auseinandersetzungen vor allem auf Sekundärerfahrungen, also Berichten und Erzählungen geflüchteter Menschen.

schönen Feierabend zu gönnen, stellen zumeist das Zentrum unseres Alltags dar oder bilden einen Kontext, von dem wir durch Arbeitslosigkeit, Krankheit⁴ oder aufgrund familiärer Zusammenhänge (temporär) ausgeschlossen sind.

In einer heterogenen Gesellschaft ist die Wahrscheinlichkeit hoch, Menschen zu begegnen, die irgendwie „anders“ sind. Beim Sport im neuen Verein spielen wir mit Rentner_innen, die Erfahrungen gemacht haben, die uns vielleicht nur durch Bücher, Artikel und Filme zugänglich waren. Erlebnisse, über die wir vielleicht gern mit unseren Großeltern geredet hätten, als uns die Fragen jedoch noch nicht einfielen. Im Arbeitsalltag erlebt man vielleicht Kolleg_innen, die in einem anderen Ort geboren sind, als man selbst. 1981 in Anklam in der DDR vielleicht, in einem Staat, den es nicht mehr gibt, der aber die Menschen und Familien trotzdem geprägt hat und weiterhin prägt. 1976 in Kabul in Afghanistan vielleicht, in einem Land, dessen Küche sich sehr von unserer unterscheidet, dessen Kultur ganz neu für uns ist, manchmal begleitet von einem Fremdheitsgefühl. Man verliebt sich vielleicht in einen Menschen, dessen Kultur sich von unserer unterscheidet. Man lebt mit Menschen, die einen ganz anderen Blick auf Liebe und Familie haben, die Konflikte anders lösen möchten als man selbst. Oder man erlebt, wie eine Beziehung von außen kommentiert und begutachtet

⁴ „Krank“: Die Definition ist abhängig von historischen und kulturellen Prozessen und somit veränderbar. Die Erfahrungen, die Kranke bezüglich ihrer Krankheit und/oder Hilfsangeboten machen unterscheiden sich in den Kulturen. Unterschiedliche sprachliche Konstruktionen (z.B. Diagnosen, Erklärungen) führen zu unterschiedlichen Umgängen. Das eurozentrische Paradigma der Gesundheit ist inzwischen zu einer Norm geworden mit einem „Gesundheitssystem“, das Gesundheit mit einem bestimmten Gewicht in Beziehung setzt, den Aufforderungen von Partner_innen, sich „gesünder“ zu ernähren oder den Neujahrsvorsätzen, endlich mehr Sport zu treiben – Disziplinarmaßnahmen/-institutionen und Selbstdisziplinierungsprozesse: „Derjenige, welcher der Sichtbarkeit unterworfen ist und dies weiß, übernimmt die Zwangsmittel der Macht und spielt sie gegen sich selbst aus“ (Foucault, Michel 1994: 260).

tet wird und versucht, sich zu positionieren. Oder man liest Bücher und Artikel, in denen man sich nicht angesprochen fühlt, weil sie für eine *weiße*⁵ Leser_innenschaft geschrieben wurden, deren Normativitätskonzepte Druck auslösen oder Identitäten in Frage stellen und andere Lebenswirklichkeiten nicht anzuerkennen scheinen. Oder man wird frisch in diese Welt geboren und weiß von alledem noch gar nichts und ist darauf angewiesen, all das zu lernen und zu verstehen. So handeln, lernen, lieben und leben wir in immer komplexeren Zusammenhängen und sind mit der Notwendigkeit konfrontiert, uns in all dem zu orientieren, zurecht zu finden und zu arbeiten. Der Schriftsteller Jeffrey Eugenides fasst es in seinem Roman „Middlesex“ gekonnt zusammen:

„Einst konnte man die Nationalität eines Menschen an seinem Gesicht erkennen. Die Einwanderung hat damit Schluss gemacht. Eine Weile erkannte man die Nationalität am Schuhwerk. Damit hat die Globalisierung Schluss gemacht.“⁶

Wer soll da noch durchblicken?

Im Folgenden wird versucht, die Herausforderungen und Ressourcen, die Migration mit sich bringt, in Teilaspekten darzustellen und mit systemischen Leitgedanken zu verbinden. Es wird gefragt, wie Kooperation und Interkulturalität zusammen gedacht werden können und wie die Familienskizze Erfahrungsräume öffnet und an die Vielfalt der Menschen, die Beratungen und Therapien aufsuchen, angepasst werden kann. Außerdem werden politische Positionierungen in den Blick gerückt – ob sie vertret- und nachvollziehbar sind und welche Fragen während der Entwicklung einer politischen Haltung wichtig werden können. Ziel ist es, Ideen und Möglichkeiten für Begegnung und Würdigung interkultureller Kontexte zu eröffnen

⁵ *Weiß* wird im vorliegenden Artikel als politische Bezeichnung gebraucht und bezieht sich auf eine privilegierte Positionierung von Menschen, die nicht von Rassismus betroffen sind.

⁶ Eugenides, Jeffrey 2005: 63.

und Perspektiven zu erweitern. Dazu werden im ersten Teil die bereits benannten systemischen Gedanken (Kooperation, Familienskizze, politische Haltung) vorgestellt und im Verlauf des Artikels am Ende eines jeden Kapitels auf den Inhalt des Kapitels bezogen. Im Weiteren werden Gedanken zu den Begriffen Kultur und Migration dargelegt. Anschließend folgen eine Darstellung des Zusammenhangs von Migration und Kapitalismus und die Chancen, die durch Migration ermöglicht werden. Zudem zeigen wir, wie gesellschaftliche Veränderungen durch systemisch denkende und handelnde Menschen möglich werden. Abschließend werden Anregungen für die praktische Arbeit und Selbstreflexion gegeben.

Erfahrungsräume. Problematisch ist demnach nicht das „Fremde“ an sich, sondern die Inszenierung des „Fremden“ (ob im Geiste, in den Medien oder in Ideologien) als Feind_in in existenz-bedrohlichem Sinne.

Fremd ist jede Person mit ihrer spezifischen Biographie, ihren Erfahrungen, verschiedenen Rollen und Systemprägungen. Unbekanntes bildet einen Unterschied zu dem Vertrauten. Damit ist die Begegnung mit dem Fremden zutiefst systemisch (Unterschiede bilden!), erweitert Denk- und Entscheidungsräume und ermöglicht damit Freiheit.

Kultur/Klasse als Erklärungsmuster für Fremdheit und Konfliktursachen ist zu reflektieren: Welche Funktion erfüllt das und für wen ist das (wenig) hilfreich? Der Einfluss der Kultur/Klasse der Beratenden könnte zum Beispiel in der Supervision in den Fokus gerückt werden, um darüber nachzudenken, wie diese das Setting und die Interaktion in der Beratung beeinflusst. Dadurch würde möglich, gesellschaftliche Erklärungsmuster (Stichwort: Intersektionalität³³) nicht länger auszublenden.

4. Migration und Kapitalismus

Farrin Rezaei

Bei der Wahrnehmung und Darstellung der Migration als gesellschaftliches Phänomen kommt sicherlich auch der Umstand zum Tragen, dass sich eine kapitalistisch geprägte Gesellschaft über Wettbewerb definiert und man sich in Zeiten des globalen und verschärften Wettbewerbs auch innerhalb der Gesellschaft daher in einem ständigen Leistungswettbewerb

³³ Intersektionalität meint die Verwobenheit und Wechselwirkung unterschiedlicher Diskriminierungsformen auf struktureller, symbolischer und individueller Ebene. Als Analyseinstrument kann der Intersektionale Mehrebenenansatz von Winker, Gabriele; Degele, Nina 2009.

wähnt. Das folgende Kapitel möchte sich damit beschäftigen, wie sich das auf den Solidaritätsgedanken auswirkt und damit auch auf die Bereitschaft, sich mit den Hintergründen des Phänomens Migration auseinanderzusetzen und die Zusammenhänge zu verstehen.

4.1. Kapitalismus versus Solidarität

*Das gewalttätigste Element
der Gesellschaft ist die Unwissenheit.*

Emma Goldmann

Die Vorstellungen von Freiheit variieren je nach Gesellschaftskonzept, sozio-ökonomischer Ausrichtung und ihrer Intensität und Ausprägung. Freiheit ist aber letztendlich immer ein Wechselspiel von Entfaltung und Einordnung, denn die eigene Freiheit stößt dort an ihre Grenzen, wo sie in störende Konkurrenz zur beanspruchten Freiheit des/der Nächsten tritt. Freiheit im kapitalistischen Sinne ist die Freiheit der Märkte, was wiederum eine Freiheit von Wettbewerbsbeschränkungen meint und damit letztendlich einen größtmöglichen Schutz wirtschaftlicher Aktivitäten und des Wettbewerbs vor Einmischung und Lenkung. Adam Smith formte den Begriff der unsichtbaren Hand als Metapher für einen Marktmechanismus, nach dem das selbstbezogene Streben der einzelnen Marktakteure quasi unbeabsichtigt, weil automatisch, gleichzeitig auf eine Steigerung des Gemeinwohls hinauslaufe. Letztendlich würde – vereinfacht ausgedrückt – der Wettbewerb unter den Anbieter_innen zu einer günstigen Güterversorgung für alle führen, woran sich dann – weitergedacht – im Ergebnis das Gemeinwohl bemisst. Die Selbstbezogenheit der/des Einzelnen

ließe sich also auf einmal mit Gemeinwohl rechtfertigen. Dabei wäre zu bedenken, dass ein solches Gemeinwohl letztendlich aus der Rivalität resultiert, denn diejenigen, die selbstbezogen handeln, stehen untereinander in ständiger Konkurrenz. Der Wettbewerb wirkt damit letztendlich regulierend.

Auch nach Niklas Luhmann stellt Konkurrenz möglicherweise insofern einen Nutzen dar, indem sie das Risiko strukturiert, wenn ein komplexes System der Wirtschaft Intransparenz und Risiken erzeuge, mit denen man in puncto Information und Logik nicht auf rationale Weise zurechtkommen könne.³⁴

Das Prinzip des Wettbewerbs basiert im Grunde auf der Macht des Marktes zur Regulierung und Disziplinierung. Wer sich nicht im Markt behaupten kann, läuft Gefahr, ausgeschlossen und verdrängt zu werden. Wettbewerbsstrategien sind damit Überlebensstrategien zum Machterhalt (des Sich-Behauptens im Markt) oder Strategien zum Machtausbau (Expansion). Während Ökonomie – vereinfacht ausgedrückt – das Zusammenspiel von Marktteilnehmer_innen ist, die jeweils ihre eigenen Interessen verfolgen, ist Gesellschaft typischerweise ein auf Gegenseitigkeit basierendes und auf Gemeinschaft bedachtes, weil auch darauf angewiesenes System.

In einem kapitalistisch geprägten und vom Marktgeschehen dominierten System reicht das Konkurrenzdenken oft bis an den Arbeitsplatz und in das gesellschaftliche Leben hinein. In der Schule, in der beruflichen Ausbildung und im Studium gibt es praktisch einen Wettbewerb um die besten Noten und damit um die besseren Karrierechancen. Wettbewerb prägt letztendlich das Leistungsdenken und das Bewusstsein um die Gefahr von Konkurrenz. In Zeiten, in denen selbst die reguläre Rente im Bewusstsein der Menschen als Altersversorgung nicht mehr verlässlich scheint, gibt es inzwischen sogar einen Wettbewerb um die Sicherung des Lebensstandards für die Zeit nach dem Berufsleben.

³⁴ Vgl. Luhmann, Niklas 2015: 124.

4.1.1. Konkurrenzsituation von Ökonomie und Gemeinwesen

Damit setzt sich die Konkurrenzsituation sogar noch im Alter fort, da sogar ältere Menschen tendenziell noch einer Beschäftigung nachkommen müssen, um ihren Lebensstandard aufrechterhalten zu können. Die Eigenverantwortlichkeit scheint ständig zuzunehmen und damit auch der Druck, zuerst an sich selbst zu denken und in erster Linie für sich selbst zu sorgen beziehungsweise vorzusorgen. Selbstbezogenheit scheint daher auch nicht mehr nur in der Wirtschaft, sondern auch innerhalb der Gesellschaft verfestigt. Dadurch schwindet der Raum für aufeinander bezogenes Denken. Aber gerade die Vergegenwärtigung des Solidaritätsgedankens ist letztendlich die tragende Säule für gesellschaftliche Stabilität. Wo der/die Einzelne sich bewusst ist, dass er/sie den/die Nächste_n braucht, ist der Ort, an dem Gemeinschaft stattfinden kann. Wo der/die Einzelne hingegen sein Ideal im eigenen Vorankommen sieht, wird Solidarität geradezu verdrängt. Dort findet über gelebten Eigennutz sozusagen im Ergebnis gesellschaftliche Abschottung statt. Tatsächlich scheint der Solidaritätsgedanke in Zeiten eines im Zuge der Globalisierung verschärften Wettbewerbs zunehmend weniger Raum zu finden und in vielen Bereichen im Alltag schon nicht mehr vorhanden zu sein.

Vor diesem Hintergrund scheint es aktuell oft ein fehlendes Bewusstsein und Verständnis für die Situation von Menschen zu geben, die als Geflüchtete nach Europa kommen. Das spürbar gegenwärtige Konkurrenzdenken verhindert wahrnehmbare Solidarität gerade dort, wo sie am dringendsten für eine gelungene Integration gebraucht würde. Oft scheint die Furcht um Arbeitsplätze und die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt den Blick für die Not der Zufluchtsuchenden zu versperren. Und gerade an einem solchen Beispiel wird deutlich, wie sich ein scharfer Wettbewerb inzwischen auch im sozialen Alltag äußert.

Gesellschaft aber beruht auf Solidarität und der Einbeziehung der Mitmenschen ins tägliche Bewusstsein oder Handeln, Ökonomie nach kapitalistischen Maßstäben hingegen auf Ausschluss und Verdrängung von Mitbewerber_innen. Denn im Wettbewerb äußert sich Macht durch Kapital und Marktanteile, über die Einfluss auf Marktbedingungen und Preise ausgeübt werden kann.

Das zeigt, in welchem Spannungsverhältnis zueinander sich die Interessen von Wirtschaft und Gesellschaft befinden. Wie zuvor ausführlich dargestellt, sind Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Recht eigentlich nur Ausprägungsformen der Gesellschaft, die aus einer Art funktionaler Ausdifferenzierung hervorgehen. Vor diesem Hintergrund dürften sich Gesellschaft und Politik also gar nicht gegenüberstehen und unterschiedliche Prioritäten haben oder gar verschiedene Interessen verfolgen. In der Realität aber haben sich Sozialpolitik und Wirtschaftspolitik als selbstständige Bereiche etabliert und werden von eigenen Akteur_innen gestaltet beziehungsweise von den Parteien und ihren Vertreter_innen in unterschiedlicher Weise ausgelegt und vorangetrieben. Vor diesem Hintergrund wird auch das gesellschaftliche Phänomen der Migration zu einem Streitthema verschiedener Lager, von denen aus die eigenen Positionen verfochten und die eigenen Ziele ebenso beharrlich verteidigt werden. Dabei droht die Gesellschaft als solche in die Rolle des Publikums gedrängt zu werden, vor dem Vertreter_innen aus Wirtschaft und Politik ihre Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten offen austragen, mit dem scheinbaren Ziel, die öffentliche Meinung für sich zu vereinnahmen und quasi zum Medium für den eigenen Standpunkt werden zu lassen. Die Akteure/Akteurinnen werden über die Präsenz in den Massenmedien und über diese zu Meinungsmacher_innen (gemacht). In der Zuschauer_innenrolle droht die Gesellschaft, über Polarisierung und Verunsicherung gespalten zu werden und an Mitgestaltungsmöglichkeiten zu verlieren. Beunruhi-

gende Diskussionen, wie zum Beispiel um Staatsverschuldungen, Defizithaushalte oder den Brexit, also den Austritt von Großbritannien aus der EU, vermitteln eine Atmosphäre der Instabilität und Ungewissheit, verbunden mit der Besorgnis, von den Ereignissen geradezu unvorbereitet überrollt zu werden. Allerdings reicht dieses Phänomen schon weit in die Vergangenheit zurück. So war im „manager magazin“ im Jahr 2005 zu lesen:

„Die derzeitige Krise der EU ist die Konsequenz einer Unzufriedenheit, die sich seit 1990 aufgebaut hat, so zeigen die Eurobarometer-Umfragen. Doch Politiker und Beamte setzten unbeirrt die Agenda der 80er Jahre fort. Was die Regierungen der damals zwölf Staaten 1986 in der Einheitlichen Europäischen Akte vereinbart hatten, wurde realisiert: gemeinsamer Binnenmarkt, gemeinsame Währung, irgendwann vielleicht ein gemeinsamer Bundesstaat. Dass sich zwischenzeitlich die Welt veränderte, bestärkte die Politikergeneration um Francois Mitterand, Helmut Kohl und Jacques Delors noch in ihren Bemühungen. Vertiefung und Erweiterung, so lautete ihr Credo, stellten keinen Widerspruch dar. Nur: Ihre Gesellschaften bereiteten sie nicht auf den brutaleren Wettbewerb vor, den der Euro seit 1999 und der Beitritt der mittelosteuropäischen Staaten seit 2004 auf die westeuropäischen Wohlstandsstaaten ausübt. Die Folge: Immer mehr Bürger assoziieren Europa mit ihren schlimmsten Befürchtungen.“³⁵

Den Gedanken dieser Feststellung folgend wären die Ursachen für die Situation der Bürger_innen innerhalb der EU in grundlegenden Versäumnissen auch auf der Ebene der nationalen Regierungen der Mitgliedsstaaten zu suchen. Denn das gemeinsame Europa wurde offenbar als Wirtschaftsgebilde mit dem Ziel eines gemeinsamen Binnenmarktes angegangen und

³⁵ Müller, Henrik 2005: 120f.

gestaltet, was ein Grund dafür sein mag, dass sich die Bürger_innen nicht so recht wahrgenommen und mitgenommen fühlen.

Das gemeinsame Europa entstand etappenweise über die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl (Montanunion), der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) und der Europäischen Atomgemeinschaft (Euratom).

„Diese Europäischen Gemeinschaften befassten sich mit der Entwicklung der Kernindustrien in den Mitgliedsstaaten und der Errichtung eines gemeinsamen Marktes. Das ökonomische Bündnis verwandelte sich mit dem Vertrag über die Europäische Union von 1992 („Maastricht-Vertrag“) in ein auch politisches: Der gemeinsame Binnenmarkt wurde überformt durch eine politische Union.“³⁶

Entsprechend verhalten waren die Bedingungen, unter denen sich so etwas wie ein Gemeinschaftsgefühl und eine grenzübergreifende Identität, einhergehend mit dem Selbstverständnis von Solidarität, entwickeln konnte. Bei der Gestaltung eines Europas mit einem gemeinsamen Binnenmarkt richtete man den Blick auf Notwendigkeiten und dadurch scheint man sich in Europa auch mit der Wahrnehmung der Not der Menschen schwer zu tun. Migration gab es nämlich schon immer und zwar lange bevor es Standort- und Wirtschaftspolitik gab. Nur ist das gemeinsame Europa inzwischen ein großer, schnell gewachsener Binnenmarkt geworden, entsprechend stark von internationalem Wettbewerb geprägt und damit auch vom ökonomischen Denken. Der soziale und solidarische Gedanke scheint weit weniger stark ausgeprägt und zu kurz gekommen zu sein. Das mag ein Grund dafür sein, warum Migration als soziales Phänomen so viel Unverständnis und Kritik entgegenschlägt. Zum anderen scheint die EU angesichts von hitzig geführten Debatten rund

³⁶ Frankenberg, Günter 2004: 80.

um den Brexit für viele konzeptionell nicht mehr gefestigt, instabil oder gar schon einer schleichenden Erosion ausgesetzt. Vor diesem Hintergrund mögen die Ressentiments gegenüber dem Phänomen „Migration“ von Kritiker_innen als zusätzliche Belastung momentan einfach zu kommunizieren sein, obwohl die derzeitigen Unwägbarkeiten in Europa kein Resultat der Migration sind und damit nicht in Zusammenhang zu bringen wären. Die Allgegenwärtigkeit des Themas Migration und die Uneinigkeit im Umgang mit dem Thema scheinen allerdings eine Folge von fragiler Solidarität zu sein, die Vorbehalte gegenüber der Zuwanderung auf breiter Ebene kommunizierbar machen und rassistischen Strömungen Auftrieb geben.

4.1.2. Suche nach der eigenen Identität in Zeiten weltweiter Veränderungen

Es wird also hierzulande ein eigentlich soziales Phänomen zu einem politischen Thema gemacht, während andererseits die Migration als gesellschaftliche Herausforderung selbst eine Folge politischer Instabilität in vielen Teilen der Welt ist. Migration ist daher in ihrer aktuellen Form eigentlich ein Resultat von politischen Umbrüchen und Umstürzen und steht somit am Ende einer Wirkungskette. Sie ist sozusagen ein Spiegelbild des politischen Geschehens in der Welt und führt uns – mit für viele beunruhigender oder auch erschreckender Präsenz – hier vor Augen, was sich anderswo abspielt. Das Streitthema, wie mit Zufluchtsuchenden umzugehen sei, ist vor diesem Hintergrund ähnlich sinnlos, als würde man darüber diskutieren, wo man den Spiegel, der uns die Realität vergegenwärtigt, hinhängen solle: Am besten noch an einen Ort, an dem man ihn nicht jeden Tag sieht. Migration ist aber ein Thema, das die Gesellschaft unmittelbar betrifft und nur von ihr selbst zu meistern ist. Sie ist ein soziales Phänomen und Merkmal eines dynamischen

Zeitalters, das vor allem realistisch und unvoreingenommen wahrgenommen werden muss, zumal Migration den betroffenen Gesellschaften auch Chancen bietet. Dabei sollte auch auffallen, dass die Globalisierung die Volkswirtschaften und Gesellschaften im Grunde geradezu im Eiltempo veränderte und die wirtschaftliche und soziale Situation vieler Menschen so unvorbereitet prägte, dass sie ganze Bevölkerungsgruppen quasi überrumpelte. Globalisierung steht für gigantische Umwälzungen durch ausgedehnte Märkte, eine grenzüberschreitende verschärfte Wettbewerbssituation und für das Verschwinden von sichtbaren Grenzen für den Handel und Kapitalverkehr. Andererseits lassen auch eben die veränderten Wohlstands- und Armutsverhältnisse die Grenzen zwischen armen und reichen Ländern oder Regionen noch deutlicher und kontrastreicher in die allgemeine Wahrnehmung und ins Bewusstsein der Menschen treten als vielleicht jemals zuvor. Erstaunlich oder auch absonderlich ist es aber, wenn eine solche Situation entsprechend scharfe Diskussionen um eine Verstärkung der Grenzen auslöst.

So erlebt die Welt seit einiger Zeit den politisch absurden Streit um den Mauerbau an der Grenze zwischen Mexiko und den USA. Aber auch in Europa hört man Forderungen nach mehr Sicherung der Außengrenzen. Verschärfte Grenzen können Migration vielleicht ausbremsen, aber nicht verhindern und schon gar keine Lösung für die Zufluchtsuchenden bieten. Sie können auch die Ursachen, welche die Migration auslösen, nicht verändern. Solange die systemimmanenten Ungleichheiten so gravierend sind und sich der Kontrast von Wohlstand und Armut vergrößert oder sich regional in solchem Maße äußert, dass Menschen sich veranlasst oder gar gezwungen sehen, ihre Heimat zu verlassen, sind es ebendiese Umstände, die weiterhin die Migration vorantreiben. Anstatt es für Menschen, die aus der Not heraus ihre Heimat verlassen, unmöglich zu machen, ihr Migrationsziel zu erreichen, sollte man die Kluft zwischen

Wohlstand und Armut überwinden und Marktwirtschaft sozialer gestalten.

4.2. Ideen von Karl Marx und Co. zum Phänomen Kapitalismus

In Zeiten der Globalisierung erleben wir ein Zusammenwachsen von Märkten und damit eine Entgrenzung für den Warenverkehr und Kapitalfluss. Es scheint selbstverständlich, dass letztendlich als Ausfluss internationaler Wirtschafts- und Handelsbeziehungen auch grenzübergreifend ein freier Waren- und Kapitalverkehr stattfindet. Dementsprechend selbstverständlich scheint es auch, dass die Märkte ihre Wachstumskraft durch einen freien Waren- und Kapitalverkehr entfalten können. In Bezug auf den Wohlstand werden Grenzen für Waren und Kapital demnach als Hindernis gesehen. Daher stellt sich die Frage, warum die Grenzen dann gerade in Bezug auf Menschen ihre (neue) Rechtfertigung finden sollen. Während Länder sich aus wirtschaftlichen Interessen anderen Märkten öffnen und Handelsbarrieren abbauen, schotten sich die Gemeinschaften nach außen hin durch Grenzen und Bemühungen um möglichst wirkungsvolle Grenzkontrollen ab. Im Ergebnis läuft das auf eine Verinselung von Wohlstandsgemeinschaften hinaus, während auf der anderen Seite außerhalb der Wohlstandsregionen die Menschen einen Ressourcenschwund erleben und es ihnen an Möglichkeiten fehlt, ihre Existenz vor Ort unter den gegebenen Bedingungen aufrechtzuerhalten. In solchen Umständen ist dann auch oft der Impuls zu suchen, der die Menschen dazu bewegt, sich in Richtung der Regionen aufzumachen, in denen sich die Ressourcen konzentrieren, die sie in ihrer Heimat nicht mehr vorfinden. Ein verarmtes Gemeinwesen

mit erodierender Solidarität wird nicht selten wie selbstverständlich als Kehrseite einer zusammengewachsenen Weltwirtschaft angesehen, nur kann für die Betroffenen diese Selbstverständlichkeit kein Argument sein, sich mit ihrer Situation abfinden zu müssen. Wer sich seiner Eigenverantwortung überlassen wird, hat gerade einen Grund mehr, sich um eine möglichst schnelle Verbesserung der eigenen Situation zu bemühen. An einem anderen Ort nach besseren Ausgangsbedingungen, Einkommensmöglichkeiten oder einfach nur Schutz zu suchen, stellt sich wiederum als Selbstverständlichkeit für die Betroffenen dar.

Überall auf der Welt sind Ressourcen und Güter begrenzt. Daraus erklärt sich die Notwendigkeit des Wirtschaftens und des Handels. Es geht letztendlich vor dem Hintergrund der Knappheit von Gütern immer um die Verteilungsfrage und das Ringen um Ressourcen. Denn die Bedürfnisse der Menschen sind im Prinzip ortsunabhängig gleich, nur die Möglichkeiten, die eigenen Bedürfnisse decken zu können, variieren stark. Es ist diese Ungleichheit, die Kluft zwischen Arm und Reich und die Wirkungsstärke, mit der sich diese Kluft den Betroffenen im Alltag vergegenwärtigt, die Menschen dazu bewegt, an einem neuen, fremden Ort eine neue Existenz zu suchen. Es ist aber auch gerade die ungleiche Ressourcenverteilung und das damit einhergehende Wohlstandsgefälle, das immer wieder Ansätze für neue Denkweisen und alternative Wirtschafts- und Sozialkonzepte liefert.

Während die klassische Nationalökonomie die kapitalistische Produktionsweise als höchste Entwicklungsstufe der Wirtschaft ansah, ist die kapitalistische Wirtschaftsordnung bei Karl Marx geprägt durch die Trennung zweier Klassen, nämlich die der Kapitalist_innen und die der Arbeiter_innen. Die eine Klasse verfügt über Eigentum an Produktionsmitteln und übt darüber Herrschaft aus, die andere Klasse ist von der Teilhabe am Eigentum von Produktionsmitteln ausgeschlossen. Marx machte in der Arbeit die Wertschöpfung aus. Die Arbeit wird als

Ware auf dem Markt angeboten, denn der/die Arbeiter_in kann über die eigene Arbeitskraft verfügen und diese auf dem Markt verkaufen, da er/sie keine Produktionsmittel besitzt.

„Zur Verwandlung von Geld in Kapital muss der Geldbesitzer also den freien Arbeiter auf dem Warenmarkt vorfinden, frei in dem Doppelsinn, dass er als freie Person über seine Arbeitskraft als freie Ware verfügt, dass er andererseits andere Waren nicht zu verkaufen hat (...).“³⁷

Der/die Kapitalist_in nutzt die Arbeit für die eigenen Zwecke und kauft sie zu dem Wert, der seine Entsprechung in den Reproduktionskosten (zum Erhalt der Arbeitskraft) findet. Da der Wert, den der/die Arbeiter_in im Laufe eines Arbeitstages produziert aber über dem „Preis“ für seine Arbeit liegt, ergibt sich aus der Differenz ein Mehrwert, von dem der/die Arbeiter_in nichts hat, sondern nur der/die Kapitalist_in. Der/die Kapitalist_in kann einen Teil des Mehrwerts zur Umwandlung in zusätzliches Kapital verwenden, was ihm wiederum die Aneignung eines noch größeren Mehrwerts möglich macht.

Wird dieses Modell weitergedacht, akkumuliert sich also das Kapital bei der Klasse, die das Eigentum an Produktionsmitteln besitzt, während die Klasse der Arbeiter_innen ökonomisch in ihrer Klasse gefangen bleibt. Die humanistische Seite von Karl Marx war, dass er die Perspektive ermöglichte, über die Umgestaltung der Wirtschaft die durch den Kapitalismus herbeigeführte Selbstentfremdung der Menschen wieder aufzuheben.

Gegenwärtig stehen wir vor dem Problem der Angst vor „Überfremdung“ und der Sorge um Schwächung unserer Wirtschaft durch Zuwanderung. Diese Angst scheint auch im Kapitalismus verwurzelt, das heißt, sie scheint dort eine Ursache zu haben. Es geht dabei inzwischen nicht mehr um das Klassendenken in Bezug auf Kapitalist_innen und Arbeiter_innen, son-

³⁷ Marx, Karl 2011 [1867]: 135.

dern eher um ein Besitzstandsdenken und um eine Anspruchshaltung in Bezug auf das Bildungskapital, da in Industrieländern aufgrund der tendenziell gut ausgebauten kulturellen Infrastruktur oft das Selbstbild besonders qualifizierter Arbeitnehmer_innen beobachtet werden kann. Soziale Abgrenzung und Ausgrenzung finden nämlich nicht nur über unterschiedliche Wohlstandsniveaus statt, sondern auch über Bildungsstand und Qualifikation. Während zu Zeiten von Karl Marx sich die Vorherrschaft der einen Klasse noch über ihr Eigentum an Produktionsmitteln herleitete und die andere Klasse auf den möglichst permanenten Einsatz ihrer Arbeitskraft zum bloßen Selbsterhalt angewiesen war, schafft heute die Bildung quasi neue „Chancengruppen“, die je nach Qualifizierung auch in abhängiger Beschäftigung hohe Einkommen und darüber einen sozialen Aufstieg auch ohne eigene Produktionsmittel ermöglichen. In Industrieländern sind die Gesellschaften entsprechend ihrer Investitionen in die kulturelle und soziale Infrastruktur tendenziell sehr spezialisiert. Über schulische, akademische und berufliche Bildung konkurrieren Menschen auf relativ hohem Niveau um lukrative Arbeitsplätze. Die Gesellschaft ist nicht mehr unterteilt in eine Klasse der Kapitalist_innen und eine Klasse der Arbeiter_innen, denn auch die abhängig Beschäftigten investieren viel für ein möglichst hohes Arbeitsentgelt und einen entsprechend hohen Lebensstandard, indem sie sich zum Beispiel auf eigene Kosten fortbilden. Die Investition in die eigene Arbeitskraft macht inzwischen auch abhängig Beschäftigte in gewisser Weise zu Unternehmer_innen ihrer Arbeitskraft. Innerhalb dieser Schichten gibt es daher praktisch auch eine Art unternehmerischen Denkens mit einer erhabenen bis herablassenden Perspektive in Bezug auf die beruflichen Chancen von Geflüchteten. Man kann aber Migrant_innen nicht schon deshalb geringere berufliche Perspektiven zusprechen, weil sie nicht in die hiesige Infrastruktur hineingeboren wurden, sondern erst noch hineinwachsen. Bei den Berufen mit geringeren Anforderungen äußern sich die Vorbehalte gegenüber

Migrant_innen oft in gegenteiliger Weise. Dort lässt sich eine Argumentierung mit der Befürchtung beobachten, Migrant_innen könnten besonders eine Konkurrenz bei Berufen mit vergleichsweise geringen Anforderungen darstellen, sozusagen bei den „Einstiegsberufen“, da ihnen der Zugang zu anderen Berufen aufgrund der hohen Anforderungen verwehrt sei.

Vorbehalte gegenüber Migrant_innen sind daher nicht mehr nur beschränkt auf einzelne Bevölkerungsgruppen und Einkommenschichten, sondern speisen sich vielmehr aus der gemeinsamen Furcht vor persönlichen Nachteilen oder der Sorge bezüglich einer Überlastung und Überforderung der hiesigen Infrastruktur oder des Sozialsystems.

Hinzu kommen die Existenzängste der sozial Schwachen. Dort wäre es dann – fast schon wie im Kabarett ausgedrückt – die Angst, auch noch das teilen zu müssen, was man derzeit selbst nicht einmal besitzt, aber gerne hätte. Es geht dann quasi um die Angst vor Bedürftigkeitskonkurrenz. Als Beispiel soll die alleinerziehende Mutter genannt werden, die drei Kinder zu versorgen, vielleicht sogar zwei Minijobs hat, die jeweils aber nur schlecht bezahlt werden, und die deshalb gegebenenfalls mit Arbeitslosengeld II aufstocken muss. Dort mischt sich dann möglicherweise auch Leistungsdruck mit ausgeprägtem Konkurrenzdenken und elementaren Ängsten um die wirtschaftliche Existenz. In einer solchen Situation kann ein Thema wie Migration ausreichen, um Existenzängste bis hin zur Hysterie auszulösen und die tatsächlichen Umstände verzerren.

Gerade im Bereich des Kabarett wird der Kern der dargestellten Problematik dem Publikum oft auf unterhaltsame Weise vergegenwärtigt. In diesem Zusammenhang gibt es einen Witz, der von einem Einheimischen aus der Mittelschicht, einem Banker und einem Migranten handelt. Die drei ungleichen Personen sitzen an einem Tisch, auf dem sich eine Schale mit achtzehn Keksen befindet. Der Banker greift sich hem-

mungslos siebzehn der achtzehn Kekse und ermahnt den Menschen aus der Mittelschicht, gut aufzupassen, damit ihm der Migrant nicht seinen Kekes wegnehme.

4.3. Systemische Leitgedanken zu Migration und Kapitalismus

Heidrun Kallies

Kooperation

Konkurrenz und Wettbewerb sind ein Mechanismus in einer immer komplexer werdenden kapitalistischen Welt. Die Individualisierung und Entfremdung, die damit einhergehen, schaffen weitere Problemlagen. Viele Menschen fühlen sich einsam und sind von Ängsten bestimmt. Ihnen fehlen Unterstützungssysteme. In ihrer Identität werden die Menschen unsicherer und gleichzeitig werten sie sich in dieser Angst und Unsicherheit ab: Der Drang, „es“ zu schaffen, mithalten zu können, führten zu Selbstoptimierungs- und Selbstdisziplinierungsprozessen, oft mit gravierenden Folgen für Gesundheit und Selbstwert. Diesen Problemlagen wird dann mit „mehr von demselbendesselben“ begegnet: mehr Konkurrenz, mehr Leistungsdruck, mehr Selbstoptimierung. Eine Abwärtsspirale.

Im Sinne der Kooperation und gemeinsamen Konstruktion von Wirklichkeit und Lebensrealitäten, ist Konkurrenz zutiefst unsystemisch. Wenn alles miteinander zusammenhängt und sich die Teile eines Systems wechselseitig beeinflussen, führt die Destabilisierung eines Elements (wenn also eine_r „verliert“) zur Destabilisierung des Systems. Krisen sind vorpro-

grammiert. Der Leitgedanke von Solidarität und gemeinschaftlicher Gestaltung würde im Kontrast dazu zu Ausgewogenheit, Stabilität und Sicherheit führen. Dazu wäre ein radikales Umdenken notwendig, um die Destruktivität kapitalistischer Maximen zu enttarnen und durch ein systemisches Gemeinschaftsgefühl und Miteinander-Wirken zu ersetzen.

Familienskizze

In bikulturellen Partnerschaften kann der Gedanke der Konkurrenz aufkommen, da sich möglicherweise zwei Familiensysteme gegenüber treten und um Anerkennung, Zeit etc. ringen. Die unterschiedlichen Familiensysteme sind oft an unterschiedlichen Orten beheimatet. Hier die Entscheidungen treffen zu müssen, ob der Urlaub in den Bergen oder bei welcher der beiden Familien verbracht wird, kann bereits ein Konflikt herbeiführen sein. Auch die Verleugnung der eigenen Wurzeln oder das Aussetzen von Kontakten zur Familie können Versuche sein, sich an die/den Partner_in anzupassen und Schwierigkeiten zu vermeiden – oft einhergehend mit unverarbeiteter Trauer und einer Konfliktverschiebung nach innen.

„Generell kann man sagen, dass eine bikulturelle Partnerschaft für ihre Konsolidierung und Anerkennung länger kämpfen muss als eine monokulturelle Ehe, allein schon deshalb, weil sie in der Regel weniger soziale Unterstützung durch äußere Systeme bekommt. Die Partner können gerade im Krisenfall weniger auf Verwandte oder frühere Freunde und Bekannte zurückgreifen. Besonders fatal ist die Tendenz, bei Auseinandersetzungen die Ursachen für ‚normale‘ Probleme im Verlaufe der Partnerschaft schnell in der Fremdheit und Andersartigkeit des

Partners zu suchen und diese als Erklärung heranzuziehen.“³⁸

Die Familienskizze beider Seiten im Beisein der Partner_in anzufertigen, kann für beide Erkenntnis und Verbindung bringen. Mögen sich vielleicht die Schwierigkeiten verdoppeln, so verdoppeln sich auch die Ressourcen, kreative Lösungsideen und Rituale. Dies sichtbar zu machen und zu erarbeiten, welche alternativen Denkmuster und Handlungsschritte dadurch ermöglicht werden und wie diese umsetzbar sind, kann Konkurrenz durch den Aufbau von Unterstützung, Solidarität und Gemeinschaft ersetzen und Vielfalt erhöhen.

Und vielleicht findet dann der nächste Urlaub mit beiden Familien in den Bergen statt und abends am Kaminfeuer in der Berghütte werden die Familienskizzen gezeigt und besprochen und damit für alle nutzbar gemacht.

Politische Haltung

Die Massenmedien sind ein Instrument zur Reduktion von Komplexität. Sie selektieren die weiterzugebenden Informationen. Gleichzeitig befinden sie sich nicht in einem Machtvakuum, sondern sind geprägt durch ideologische Vorprägung, genauso wie durch wirtschaftliche Interessen (wem gehören die größten Zeitungen des Landes und wer profitiert von der Informationsselektion und der Übernahme der abgedruckten Meinungen?). Wie in Kapitel 1.3 sichtbar wurde, ist Macht kein einseitiges Wirken, sondern muss an verschiedenen Stellen im System bestätigt werden. Die mediale Inszenierung von Kultur, Migration, Menschengruppen und Situationen zum Beispiel als Naturkatastrophe (u.a. „Migrationsflut“) entmenschlicht nicht nur jene, die fliehen müssen, indem sie verdinglicht werden,

³⁸ Schlippe, Arist von; El Hachimi, Mohammed; Jürgens, Gesa 2013: 169.

sondern kreierte in den Köpfen Gedanken von Bedrohung und Ausgeliefertsein. Bei einer tatsächlichen Flutwelle oder einem Erdbeben würde dies eventuell der Fall sein – allerdings auch nur aufgrund mangelnder Infrastruktur, politischem Versagen und mangelndem Gemeinschaftssystem. Denn ein Frühwarnsystem, ein gemeinschaftlich ausgearbeiteter Notfallplan und vor allem die gemeinsame Umsetzung und Solidarität zeigen auch im Falle von Katastrophen, dass vielleicht das Ereignis zwar nicht zu verhindern ist, sehr wohl aber, auf wen es sich wie auswirkt. Die „öffentliche Meinung“ ist demnach nicht eine von den Menschen gemeinschaftlich beschlossene, sondern eine Form der Reduktion und Selektion, die unhinterfragt angenommen wurde. Dies lässt sich auf andere Ideologien und (politische/wirtschaftliche/religiöse) Instrumente übertragen. Dies wird nicht durch die bloße Forderung nach Multikulturalismus (Vorhandensein mehrerer Kulturen in einem Raum) erreicht. Multikulturalismus ist nicht gleichzusetzen mit Antirassismus. Es besteht die Gefahr, dass Menschen über eine spezifische Kultur Zugehörigkeit und Ausschlüsse produzieren. So wirkt Kultur als trennendes Moment. Menschen werden also aufgrund ihrer Unterschiede als (unüberwindlich) verschieden konstruiert werden. Kenan Malik, ein Gegner des Multikulturalismus sagt:

„[Ich] habe herausgefunden, dass ich mehr Solidarität und Gemeinsamkeit bei denen finden konnte, die sich, was Kultur und Ethnizität angeht, von mir unterscheiden, die aber meine Werte teilen.“³⁹

und:

„Die Menschen arbeiten sehr viel fragmentierter, das stimmt. Und es gibt immer mehr, die unter prekären Verhältnissen arbeiten, am Rande der Arbeitswelt sozusagen. Die Macht der Gewerkschaften ist geschwunden, die So-

³⁹ Malik, Kenan 2018; Anpassung: H. K.

zialdemokratie zusammengebrochen, der Einfluss politischer Parteien und Organisationen überhaupt. Überall auf der Welt. Ersetzt wurden sie durch sektiererische Bewegungen, die sich auf Religion oder Ethnizität berufen. Oder sich durch ihren Anti-Migration- und Anti-Islam-Kurs definieren.“⁴⁰

Eine Identitätspolitik steht somit einer Solidaritätspolitik gegenüber. Dies verhindert, dass Menschen zusammenkommen und gemeinsam gegen Ungleichheiten und Unterdrückungsmechanismen kämpfen.

Hier Unterscheidungen zu treffen zu gängigen, unhinterfragten Erklärungsmustern und Inszenierungen und Komplexität zu erhöhen, macht es möglich, tatsächliche Partizipation und Gestaltungsspielräume zu schaffen.

Eine politische Haltung, auf systemischen Leitgedanken basierend, ist demnach grundlegend demokratisch.

5. Migration als Chance

Farrin Rezaei

An dieser Stelle des Buches soll mein persönlicher Erfahrungsbericht den Leser_innen einen Perspektivwechsel ermöglichen. Wo kulturelle Unterschiede und die eigene Unsicherheit ein Hindernis für ein Verständnis der Situation und Gefühlswelt von Geflüchteten sind, kann ein Einblick in die persönlichen Eindrücke einer Migrantin helfen zu zeigen, dass Geflüchtete

⁴⁰ Ebd.